Etwas über Kinder.

Von Margarethe Treu.

Es ist die gewöhnliche Anschauung der Dinge, welche uns sagt, daß die Kinder von den Erwachsenen lernen müssen und von Erwachsenen alles Gute und Richtige absehen sollen, um den Lebensweg gehen zu lernen; mir scheint es umgekehrt, als könnten wir Erwachsene so viel mehr von den Kindern lernen, deren Thun so oft für uns beschämend ist. Ich hatte öfter Gelegenheit, die Kinder besonders der ärmeren Klassen zu beobachten, für welche die Kindheit wohl kaum einen Sonnenstrahl der Freude, selten die Erholung fröhlichen Spieles, oder gar Behaglichkeit hat, für welche aber meistens schon in frühester Kindheit ein hartes Pflichten- und Arbeitsleben anfängt. Gerührt hat mich oft der gänzlich sich selbst vergessende Trieb dieser Kleinen, schon so früh als die geringen Kräfte es erlauben, den Eltern etwas verdienen zu helfen.

Ich kannte einen kleinen Knaben, ein Kind von ungefähr zehn Jahren, der nur für den Gedanken lebte seinen Eltern zu helfen, wo er es vermochte. Kam er aus der Schule, so gab es keine Erhohlung für ihn; der Vater war krank, und Karl mußte zum Doktor und zur Apotheke laufen; Karl mußte alles besorgen, was die Mutter im Hause brauchte, und Wasser holen und harte Arbeit thun; öfter sah ich ihn gehen, die schweren Eimer voll Wasser tragend, so daß es mir schien, als müsse sein kleiner Rücken sich zu sehr unter der Last biegen. Frug ich ihn dann: „Karl, ist das nicht zu schwer für dich? Kannst du das wirklich tragen?“ so sah das liebe kleine Gesicht mich wohl freundlich an, und er versicherte: „Ja, das kann ich!“ aber der Zug von Ueberanstrengung und ungewöhnlich großem Ernst, den seine kindlichen Züge trugen, gingen mir oft durch das Herz. Regen und Kälte, nasse Füße und dünne Kleider waren, trotz vieler Zahnschmerzen, kein Hinderniß für ihn, die weiten Wege zu gehen, die er oft ein paarmal am Tage zurücklegen mußte; kaum vermochten seine Arme die kleine augenkranke, elende Schwester zu tragen, die immer zum Augenarzt gebracht werden mußte; aber er trug sie täglich den weiten Weg hin und zurück. Und doch hatte dieses Kind das Gefühl, noch mehr für seine Eltern thun zu müssen, und heimlich vermiethete sich er für eine tägliche Ausgehestelle, um die Mutter mit dem Verdienst zu überraschen, und verpflichtete sich, eine schwere Tracht Wasser mehrmals hintereinander eine Treppe hinauf zu tragen. Glücklicher Weise erfuhr das die Mutter und verhinderte es; denn Karl hätte sich ohne Murren durch die überschwere Arbeit zum Krüppel gemacht, um etwas für die Eltern zu verdienen. Und wenn dieses rührende Kind zu Hause ankam, so wurde es nicht selten vom Vater mit den härtesten Schimpfreden empfangen, und er, der wie ein guter Engel für die Seinen war, mußte still die schrecklichsten Benennungen hinnehmen; und das hat mir oft wahrhaft ins Herz geschnitten.

Wie ungern und widerstrebend besorgen wir oft unsere nicht allzu schweren häuslichen Pflichten, und ich gedenke dabei oft eines kleinen zwölfjährigen Mädchens, das nach dem Tode der Mutter den schwerkranken Vater allein pflegte, und den ganzen ärmlichen Haushalt und die Geschwister versorgte; welche Last von Verantwortung und Pflicht lag auf ihren jungen Schultern! —Und andere Kinder kenne ich, kleine, kränkliche, schwache Geschöpfchen, die in aller Morgenfrühe schon die weiten Wege durch die Stadt machen müssen, um der Mutter zu helfen das Frühstücksgebäck in die vornehmen Häuser zu tragen, wodurch ihr ein spärlicher Erwerb wird. Während es draußen noch finster ist, und wir noch im warmen Bette ruhen und wohl behaglich dem auf dem Fußboden spielenden Schein des traulich knisternden Ofenfeuers zuschauen, gehen jene armen Kinder durch den Schnee, und der schneidende Wind umweht ihre blassen Gesichtchen. Und doch, so bitter es ihnen oft scheinen mag, sie thun es willig; helfen sie doch dadurch der armen Mutter! —

Einst als ich draußen ging, hatte ich einen sehr lieblichen Anblick. Die Schule war beendet, und eine Schaar armer Kinder kam mir entgegen. Zwischen all' den gesunden, fröhlichen ging allein ein kleines, ganz verwachsenes, und dadurch sehr entstelltes Mädchen, bitterlich weinend, denn die andern Kinder hatten sich über sie lustig gemacht und sie verlacht wegen ihrer elenden Mißgestalt; die kleinen herzlosen Wesen machten sich nicht klar, wie sehr sie das Leiden des armen Kindes dadurch vergrößerten! Da sah ich plötzlich ein ungefähr neunjähriges Mädchen auf das verwachsene Kind zulaufen. „Warum weint die Kleine?“ frug sie lebhaft, „was habt ihr ihr gethan?“ Und obgleich sie sie selbst nicht zu kennen schien, kniete sie vor ihr nieder, umschlang sie mit beiden Armen, zog sie an sich und tröstete sie so liebevoll und innig, als sei es ihre eigene, liebste Schwester. Aber ihr Weg führte sie nach einer anderen Seite, und sie war eilig und mußte weiter gehen; rasch besonnen aber rief sie sich ein anderes Kind heran, übergab ihr ihren Schützling und sagte: „Bringe die Kleine nach Hause, und sorge, daß ihr niemand etwas zuleide thut!“ Und erst als sie sie gut versorgt wußte, setzte sie ihren Weg fort. Sie ging an mir vorüber, und indem ich sie ansah, war es mir, als hätte ich einen so schönen, von Liebe verklärten Ausdruck, wie er aus ihren Augen sprach, noch nie bei einem so jungen Kinde gesehen. Diese kurze kleine Szene blieb mir unvergeßlich; sie hatte mich tief gerührt, und ich mußte denken, welch' ein Segen dieses Kind wohl einst für seine Welt werden würde.

Auch eines anderen Kindes muß ich mich oft erinnern, der kleinen achtjähgen Tochter einer Wittwe. Ihr Vater hatte sich und die Seinen in das Elend gestürzt; durch übermäßige Verschwendung, durch ungezügelten Genuß des materiellen Lebens hatte er sein großes Vermögen verschleudert, und Schande über seinen alten Namen gebrannt. Dieses Kind war kurze Zeit nach des Vaters Tode geboren, und die durch Elend und gekränkten Stolz verbitterte Mutter hatte eine Abneigung gegen dieses liebreizende, unschuldige kleine Wesen. Sie behandelte es mit Härte und zeigte ihm keine Liebe; das Kind aber liebte diese kalte unnatürliche Mutter so unbeschreiblich, so über alles, daß keine Lieblosigkeit derselben diese Liebe in seinem Kinderherzen ersticken konnte.

Eines Tages kam sie zu mir gelaufen, die tiefblauen Augen und das ganze Gesichtchen strahlend von Freude. Sie hielt mir die kleine Hand fest verschlossen entgegen. „Rathe nur, was ich darin habe!“ rief sie jubelnd. Glückselig zeigte sie mir einen Thaler; „den hat mir die Tante geschenkt“, rief sie; „o und es ist zwar ein großes Geheimniß, aber dir muß ich es doch sagen, denke nur, ich habe jetzt schon sechs Thaler!“ „Aber Mabel“, sagte ich, „woher hast du denn so viel Geld? Hast du es geschenkt bekommen?„ „Ja, ein wenig wohl“, antwortete sie, „aber ich habe auch so gespart; weißt du, in der Pension bekommen wir immer etwas Geld, um uns zum Vesper Obst zu kaufen; aber ich habe mir nie etwas gekauft, sondern alles Geld aufbewahrt!“ „Und was willst du damit anfangen?“ frug ich weiter. Sie schlang die Arme um meinen Hals. „Ich will es für die Mama haben“, flüsterte sie leise. „Ich will ihr eine Nähmaschine kaufen und einen bequemen Lehnstuhl, das möchte sie beides gerne haben!“

Ich mußte denken, ob der Vater dieses Kindes, das sich seine kleinen Lieblingsgenüsse Jahre lang mit Konsequenz versagte, um seiner Mutter eine Freude zu machen, nicht vor Beschämung hätte vergehen müssen, hätte er diese Worte seiner kleinen Tochter hören können; er der Tausende verschwendete, weil er Essen und Trinken für das Höchste hielt! — —

Ein Granden-Wort zur rechten Zeit.

Ein heiteres Blättchen aus meinem Bretterwelt-Tagebuch. Von **Richard Schmidt-Cabanis.**

„Die Kunst geht nach Brod“; das alte, wenn auch nicht eben gute Wahrwort hatte sich einer meiner Herren Bühnendirektoren (der Name thut nichts Sache; genug, daß ich an irgend einem Provinzialtheater Mitteldeutschlands, welches ich auch nicht näher bezeichnen möchte, unter seinem artistisch-merkantilen Banner focht) für seine Privatzwecke in der Umkehrung zurecht gemacht. Er führte die Schilddevise: was nicht nach Brod geht, das ist keine Kunst, und folgerte daraus dann mit wohlthätiger Logik weiter: je kleiner die Gage, desto höher der Künstlerruhm, und nach Maßgabe dieser ebenso schönen als billigen Maxime bezahlte er denn seine Mitglieder aus Hochachtung vor ihrer Künstlerschaft so mäßig wie möglich. Glaubte der wackere Thespiskarrenlenker aber je einmal, in diesem Sinn, einen Schauspieler durch zu hohes Gehalt contraktlich gekränkt und herabgesetzt zu haben, so suchte er ihn durch Gagenabzüge auf Grund allerlei kleiner, verzwickter, mit Mühe und Noth zusammengeklaubter Versehen, die dem Betreffenden am ersten oder fünfzehnten jedes Monats zur Last gelegt wurden, zu trösten und in seiner Künstlerehre wieder zu rehabilitiren.

Am schlechtesten allerdings waren doch die Choristen besoldet; aber freilich wohl nur, um sie hinter den Darstellern größerer Rollen — hinter den sogenannten „Fachkleidern“ — nicht artistisch zurückzusetzen und überdies die Hoffnung in ihnen wach zu halten, daß auch sie es dermaleinst zu so bedeutender Künstlerschaft würden bringen können.

Unter diesen dramatischen Halbsöldnern befand sich Einer, der seine Schuldigkeit und Pflicht wahrlich über das Maß hinaus gethan hätte, wenn es angesichts der Pflicht im Allgemeinen überhaupt ein Maß gäbe; speciell die Lebenspflichten am Stadttheater zu K. waren nun gar maßlos.

Unermüdlich im Dienste seines Kunst-Brodherrn, ließ sich dieser wackere Mime zweiter Klasse im ersten Akt als treuer Rittersmann in Stücke hauen, daß der güldene Panzer aus Messingblech nur so klirrte; er schritt im zweiten, wenn er bestattet ward, hinter seiner eigenen Bahre als frommer Pater einher und sang Trauerpsalmen; im dritten stand er wieder auf von den Todten und trieb als Räuber oder Zigeuner lästerlich Unwesen, um im vierten vielleicht als hochgräflicher Hochzeitsgast „von allen Seiten zu gleicher Zeit“ aufzutreten und aus leeren Blechbechern die Gesundheit des Brautpaares zu trinken und im fünften und letzten als höllischer Dämon mittelst eines hölzernen Feuereisens die böse Schwiegermutter den ewigen Flammen des Salonfegefeuers zu überliefern. Und das Alles, wie gesagt, für ein wahres Spottgeld.

Neben diesen vielseitigen Talenten besaß aber der Chorist Herr Pinneberger noch den nicht zu unterschätzenden Vorzug, den Mund auf dem rechten Fleck zu haben und selbst dem gestrengen Herrn Direktor gegenüber niemals ein Blatt davor zu nehmen — vor den Mund nämlich, und diese Eigenschaft hat ihn gelegentlich auch einmal davorbewahrt, ein zu großer Künstler zu werden — nach den oben angedeuteten Begriffen und Anschauungen unseres Direktors nämlich.

Die Sache ging aber so zu.

Es war zum Probe „Don Carlos“ angesetzt, ein Schiller'sches Drama, welches sich in choristischen Kreisen schon aus dem Grunde bedeutender Anerkennung zu erfreuen hat, weil das Gros der Granden erst im dritten Akt dem Ruf zur allgemeinen Audienz Folge zu leisten braucht: bei Pinneberger aber fiel dieser Umstand an jenem Tage doppelt in's Gewicht, da sein erkranktes, mutterloses Kind der Pflege dringend bedurfte.

Hierbei nun mochte sich der Gute wohl ein wenig über die Zeit aufgehalten haben, denn erst nachdem der Direktor König Philipp seinen Edlen das übliche „Bedeckt Euch!“ zugerufen, schob sich der säumige Grande athemlos zwischen den Coulissen hindurch und suchte unbemerkt in der Menge unterzutauchen.

Aber das Auge des Fürsten steht scharf.

„Pinneberger!“ ruft der Direktor, aus der Rolle fallend, mit seiner erhabenen näselnden Stimme dem Ertappten zu: „Pinneberger, drücken Se sich nich da so um die Ecke; ich sehe Alles! Sie sind mer schon wieder mal zwanzig Minuten zu spät gekommen; dafür zieh' ich Ihnen am nächsten Ersten 'ne halbe Monatsgage als Strafe ab!“ —

Ruhig und groß aber, wie es einem echten spanischen Don geziemt, zerteilt Pinneberger gewaltig den dichten Chor, tritt aus dem Kreise der schreckensbleichen Kollegen heraus und spricht, den Blick fest auf den finsteren Coulissentyrannen gerichtet:

„Majestät, von meinem Bischen Gage gibt's überhaupt gar keine Hälfte!“ — —

Starr stand der Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht; auf der Scene jedoch und hinter, über und unter derselben erscholl ein so unehrerbietiges hochverrätherisches Gelächter aus Künstler-, Souffleur- und Arbeiterkehlen, daß die Erwiderung der Majestät nicht gehört worden wäre, selbst wenn Höchst-sie eine solche im Augenblick hätte finden können.

Zu den lautesten Lachern aber gehörte Meister Emil Devrient, der, damals wenigstens noch mit einem Fuß auf der Höhe seines Ruhmes stehend, den Marquis Posa gastweise spielte; er trat auf den verblüfften Direktor zu, legte ihm, plötzlich zu feierlichstem Ernst übergehend, die Hand auf die Schulter und hub im Ton seiner Rolle mit edlem Pathos an:

„Gedankenfreiheit, Sire, braucht Spanien nicht.
So lang' sich seine Granden, diesem gleich,
Die Butter nicht vom Brode nehmen lassen!“

Der berühmte Künstler — jetzt deckt ihn ja längst die kühle Erde! — ließ es übrigens bei dieser mündlichen Intervention im Interesse seines unberühmten Kollegen Pinneberger nicht bewenden, sondern half ihm ebenso freigebiger als feiner Weise aus der Verlegenheit — und „Spanien“ aus Geldverlegenheiten reißen, ist bekanntlich keine Kleinigkeit!

„Carmen Sylva.“

Paul Lindau ist so vornehm geworden, daß es nicht mehr schön ist. Nicht nur, daß er im Privatleben zum Hausfreunde der Familie Bismarck avancirt worden ist, beim alten Papa Otto aus- und eingeht und mit Herbert und Willy aus einem Glase trinkt, sondern die Vornehmheit spritzt ihm in letzter Zeit dermaßen aus allen Poren, daß sie nicht nur sein Privatleben, sondern auch seine gesammte literarische Thätigkeit überfluthet.

Und so hoch ist diese Fluth gestiegen, daß von ihr der gute, alte Lindau, der „deutsche Kleinstädter“, den sich jeder geistreiche Mensch, der deutsch lesen konnte, an's Herz gelacht hatte, ganz und gar, und ich fürchte — auf immer verschlungen worden. Und dies ist schade — doppelt schade: erstens um Lindau selbst und zweitens um die deutsche Literatur. Um Lindau selbst, weil inmitten des charakter-, kraft- und farblosen Gesindels, das in so dichten Schaaren die Fluren der modernen deutschen Presse bevölkert, er eben doch eine hervorragende Erscheinung, ein ganzer Mann ist, der eines besseren Looses würdig, als das eines sog. „fashionablen“ Literaten ist, der ja doch im besten Falle auf dem Parquet der echten großen Welt nur geduldet wird. Um die deutsche Literatur, weil es vielleicht in der ganzen Geschichte derselben keine Periode gegeben hat, in der sich für einen Satiriker ein weiteres und dankbareres Feld eröffnet hätte, als gerade heute.

Um die Wahrheit dieser Behauptung zu prüfen, empfehle ich dem geneigten Leser, sich an einem „Steamer-Tage“ in eine unserer größeren deutschen Buchhandlungen zu begeben und sich da den eben eingetroffenen Transport literarischer Novitäten zeigen zu lassen. Wenn er bis dahin die Bedeutung der Redensart „es wird mir mies“ nicht voll gewürdigt haben sollte, ich garantire, daß von diesem Augenblicke an ihm dieselbe vollkommen klar werden muß.

Es würde mich hier zu weit ab von meinem heutigen Thema führen, wollte ich das Gesagte im Einzelnen zu begründen versuchen. Davon vielleicht ein ander Mal. So viel wird aber jedenfalls jedem Leihbibliothek-Leser bekannt sein, daß auf dem literarischen Markte Deutschlands eine unglaubliche Masse Schund producirt wird, — und zwar nicht von jenem Schunde, der wie das Veilchen im Verborgenen blüht, keine Prätentionen erhebt und daher auch verhältnißmäßig wenig zur Verflachung und Corrumpirung des Volksgeschmacks beitragen kann, sondern von jenem selbstbewußten, mit Pfauenfedern ausgeschmückten Schund, der mit allen Ansprüchen der Schöngeisterei, der Reinheit des Stils, der „Vornehmheit“ der Ideen auftritt und mich immer an eine abgelebte, die „grande dame“ spielende Cocotte erinnert.

Welch' weite Zielscheibe bietet sich da für die Geißel einer unerbittlichen, ehrlichen, witzigen Satire! Und Paul Lindau trug vor Jahren diese Geißel in seiner Hand. Wie ist es möglich, daß Jemand, der diese herrliche Waffe einmal geschwungen hat, sie gegen ein — Räucherfäßchen umtauschen möchte?

Ohne auf diesen traurigen Wandlungsproceß in Lindau's literarischer Thätigkeit hier näher einzugehen, will ich gleich bekennen, was mich zu den vorstehenden Bemerkungen gerade jetzt veranlaßt hat. Vor mir liegt das Januarheft der von Paul Lindau herausgegebenen Monatsschrift „Nord und Süd“, und gerade dieses Heft enthält ein so grelles, so überzeugendes Beispiel jenes literarischen „Snobbismus“, in den der ehemalige geistreiche Feuilletonist verfallen ist, daß es Einem wirklich Leid thun kann.

An leitender Stelle des erwähnten Heftes tritt uns ein Aufsatz entgegen, betitelt: „Das Leiden. Ein Märchen von Carmen Sylva.“ Und damit der unkundige Leser gleich wisse, woran er ist und wie weit er den Mund aufzusperren hat vor pietätsvollem Staunen, ist diesem Titel eine Anmerkung beigefügt, die besagt, daß „Carmen Sylva“ keine Geringere ist, als J. M. Königin Elisabeth von Rumänien. Und das Titelblatt des Heftes zeigt uns Ihre Majestät selbst — in effigie.

Das ist aber noch nicht Alles. Carmen Sylva's „Märchen“ selbst nimmt nur 3 Seiten des Heftes in Anspruch. Darauf folgt eine 17 Seiten lange Biographie der königlichen Dichterin, in der ein Herr Mite Kremnitz aus Bukarest das poetische curriculum vitae der hohen Frau von der Wiege bis zu dem (allerdings ziemlich wackligen) Königsthron mit einem den Parasiten eines kleinen Hofes eigenthümlichen, süßersterbenden Enthusiasmus schildert.

Wer ist nun Carmen Sylva — abgesehen von dem die Literatur nichts angehenden Zufall, daß sie Königin geworden? Was hat sie geleistet? Wo sind ihre literarischen Werke, welche den Herausgeber einer der ersten Monatsschriften Deutschlands berechtigen könnten, sie in so auffallender Weise in Bild und Wort dem lesenden Publikum aufzudrängen?

Wollten wir um Beantwortung aller dieser Fragen uns zunächst an Carmen Sylva's Leibbiographen, Herrn Mite Kremnitz, wenden, so finden wir, daß Ihre Majestät eine Dichterin ist, gegen welche Göthe und Schiller kleine Kinder waren, die höchstens als Vorläufer eine gewisse Anerkennung beanspruchen dürfen.

„In vielen Familien,“ lobsingt der gute Mite, „denen das Glück beschieden war, daß einer ihrer Sprossen die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit (!!) erreichen sollte, findet man schon in den vorhergehenden Generationen vereinzelt die Talente, die dann vereinigt und potenzirt das Sonnenkind besitzen wird, das selbst dem erlauchtesten Stamm einen Schmuck und eine Aureole verleiht, die ihm nichts anderes geben kann. Denn ewiger noch als Ruhm und Größe der Weltenherrschaft ist der Gedanke, und länger lebt die Bildung der Phantasie als die der Realität, denn unpersönlich tritt sie schon in's Leben. (Was das heißen soll, wissen die Götter!) Carmen Sylva gehört einer Familie an, die seit Generationen bedeutende Menschen hervorgebracht. Ihre Urgroßmutter, Fürsten Luise zu Wied, war Dichterin, unter den Geschwistern des Großvaters war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian, außer ihm ein Maler und das „Großtäntchen,“ eine der Kindererinnerungen Carmen Sylvas, schrieb Lieder und Gedichte.“

Nun will die letztere Angabe über das „Großtäntchen“ zwar nicht viel heißen, denn es kommt ja doch schließlich darauf an, was für Gedichte sie geschrieben. König Ludwig von Baiern war ja am Ende auch Dichter. Allein damit sind die Vollkommenheiten, die Carmen Sylva von ihrem „erlauchten Stamme“ geerbt, noch lange nicht erschöpft. Schön ist sie auch, sagt Herr Kremnitz, wie eine Venus. „Daß ich so schöne Hände und Füße habe, habe ich nie beachtet, aber auch nie daran gezweifelt,“ sagte sie einmal mit der Naivetät, die einer Königin so doppelt schön steht, sie kamen mir zu, als einem Sproß unserer Familie.“

Nun, bei einer Königin mag das schön und naiv sein, was bei einer einfachen Sterblichen nur albern wäre. Doch darauf kommt es nicht an. Die Hauptfrage bleibt: was hat diese mit allen Vollkommenheiten der Schöpfung ausgestattete Dichterin in ihrem Fache geleistet?

Auch darauf giebt uns Herr Kremnitz eine Antwort: „In den letzten Jahren,“ sagt er „hat Carmen Sylvia literarisch unglaublich viel geschaffen. Doch ist davon bisher wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen.“

Einige Proben dieser „unglaublichen Produktionskraft“ gibt uns aber Herr Kremnitz. Es sind dies kleine Gedichte, die meist Familienereignisse aus dem Leben der „Poetin“ behandeln.

Ueber den Tod ihres Vaters spricht sie sich z. B. also aus:

Sie haben ihn hinausgetragen
Ganz stille,
Und es ist—ich will nicht klagen—
Dein Wille.
Muß denn Alles, was auf Erden
Ich habe,
Bald hinausgetragen werden
Zum Grabe?
Und ich geh', wenn ich geblieben
Alleine,
Zu den Gräbern meiner Lieben
Und weine.

Nun, wäre Carmen Sylvia eine ehrsame Bürgerin von Posemuckel oder Kobbelbude und hätte sie das obencitirte Gedicht als Todesanzeige in dem Lokal-Anzeiger veröffentlicht, so wäre es ja ganz hübsch gewesen. Aber als Probe des Talentes einer Dichterin, der, wie sich Herr Kremnitz, von Paul Lindau indossirt, ausdrückt, „in der Zukunft Nichts versagt sein kann,“ wird es doch Niemannd, der nicht durch eine Snobbrille liest, anerkennen wollen.

Ich möchte Lindau im Vertrauen fragen: vor zehn Jahren, wäre er nicht der Erste gewesen, der, wenn ihm ein ähnliches Produkt dilettantenhafter „Dichteritis“ unter die Finger gerathen wäre, dasselbe zum Gegenstande eines seiner vernichtendsten „harmlosen Briefe“ gemacht hätte? Jetzt stehen freilich die Dinge anders. Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Ueber das „Märchen“ von Carmen Sylva, welches uns „Nord und Süd“ bringt, läßt sich auch kein anderes Urtheil fällen. Es liegt in demselben weder ein tiefer Sinn, noch ist es mit jenem poetischen Reiz, jener phantasievollen Farbenpracht ausgestattet, die man von einem Märchen, wenn es aus der Kinderstube auf das Feld der Literatur tritt, wohl verlangen darf. Carmen Sylva's Märchen erinnerte mich lebhaft an die schöne Zeit meiner Kindheit.

Als ich ungefähre 10 Jahre alt war, da gab ich im Verein mit ein paar Spielgenossen eine „Zeitung“ heraus. Eine unserer fleißigsten Mitarbeiterinnen war ein 10jähr. Mädchen, welches Olga hieß und fast in jeder Nummer Märchen lieferte, die wahrlich nicht schlechter waren, als das Carmen Sylva's. Schade, daß ich nicht eines dieser Märchen aufbewahrt habe: Paul Lindau hätte es vielleicht an der Spitze der nächsten Nummer von „Nord und Süd“ veröffentlicht.

Doch nein, schwerlich. Denn meine arme kleine Olga ist nicht Königin der „wilden Wallachei“ geworden....

Wenn ich mich mit Carmen Sylva und den Produkten ihrer poetischen Laune beschäftigt habe, so möge es mir der Leser um Paul Lindau's willen verzeihen. An diesem einen allerdings sehr grellen Beispiele habe ich nur die Thatsache nachweisen wollen, die schon längst hätte ausgesprochen werden sollen, die aber in Deutschland bei der in dortigen literarischen Kreisen herrschenden Cameraderie kaum jemals offen zur Anerkennung kommen kann, daß nämlich Paul Lindau sich auf einer abschüssigen Bahn befindet, auf der schon so viele bedeutende Kräfte gescheitert sind, — auf der Bahn, die schließlich zum Größenwahn, zur Bauchkriecherei, zur literarischen Sterilität führt.

Es ist die Pflicht eines außerhalb des kleinlichen Getriebes deutscher Literatenkliken stehenden Kritikers, diese traurige Thatsache zu constatiren. Wer es thut, erweist Lindau zwar keinen Schmeichlerdienst, erfüllt aber eines Freundes Pflicht sowohl gegen ihn selbst, als gegen die deutsche Literatur, für welche die Verflachung eines solchen Talentes, wie Lindau es besitzt, ein schwerer Verlust wäre.

Von der vierten Seite.

(Aus der „Frankfurter Ztg.“)

Die deutsche Sprache ist eine schöne, aber wie es scheint, doch auch sehr schwierige Sprache, davon wissen vor allen Dingen aufmerksame Zeitungsleser ein Wörtchen mitzusprechen. Auf den ersten beiden Seiten unserer Tagesblätter geht es gewöhnlich noch mit rechten Dingen zu, aber auch in dem bestgeschriebenen Leitartikel und in dem gewandtesten Feuilleton macht die Feder oft seltsame Sprünge und werden gar liebliche Stilblüthen gezeigt, denn in der drängenden Hast der Tagesarbeit würde auch einem Goethe leicht einmal die Feder ausgleiten. So schrieb einmal die „Nat.-Ztg.“ in einer sehr ernsthaften Besprechung der orientalischen Frage: „Die Achillesferse dieser Frage liegt auf der Hand“; und die „Köln. Ztg.“ verstieg sich zu der elegischen Klage: „Das Befinden des Präsidenten Garfield schwebt zwischen Furcht und Hoffnung.“

Am tollsten freilich sieht es auf der vierten Seite aus, wo jedwedes fühlende Herz gegen Erlegung der Insertionsgebühren seiner Liebe Lust und Leid ablagern darf, wo die Geburten, Verlobungen, Hochzeiten und Todesfälle angezeigt werden, wo junge Wittwer 20,000 Thaler Vermögen und ein dazu gehöriges Mädchen suchen, wo Zimmer vermiethet und frischer Schweizerkäse angeboten wird, kurz, wo alles sich tummelt, was das kleine Getriebe des Lebens bedarf und wünscht. Die amtlichen Erlasse und Bekanntmachungen tragen nicht am wenigsten dazu bei, die Komik dieses Wirrwarrs zu steigern. Da lesen wir z. B. einmal: „Bekanntmachung. Montag, Vormittags 10 Uhr, soll ein der Gemeinde gehöriger, gut gehaltener, schwerer, ganz junger Fasselochse wegen Untreue auf dem hiesigen Rathhause öffentlich an den Meistbietenden gegen gleich baare Zahlung versteigert werden. Schneppenhausen, den 24. März 1862.

Ist die Sorgfalt nicht rührend, mit der die Bürgermeisterei Schneppenhausen auf die ihr untergebenen Ochsen Obacht giebt? Ebenso geistvoll machte einst Bürgermeister und Rath des guten Städtchens Teterow bekannt: „Gestern Nachmittag 4 Uhr ist auf dem Bahnplanum von Teschow her ein großer, glatthaariger, schwarzer Hund auf eine hiesige Bürgersfrau losgekommen, die auf der Malchiner Chaussee gegangen, mit Schaum vor dem Munde und eingezogenem Schwanze ꝛc. Da der Hund somit der Wuth verdächtig, wird solches hiermit bekannt gemacht.“

Passirt es solchermaßen zuweilen selbst der hohen Obrigkeit, daß sie etwelchen blühenden Unsinn zu Tage fördert, so ist derartiger Unsinn dem beschränkten Verstande der Unterthanen noch weit eher zu verzeihen. Was sollen wir deshalb lange spotten über „ein gebildetes Frauenzimmer, von angesehener Familie, das in allen weiblichen Arbeiten erfahren ist und seine jetzige Stelle als Jungfer gegen eine andere zu vertauschen wünscht“; oder über „eine sehr empfehlenswerthe Dame in gesetzten Jahren, welche die womöglich selbstständige Führung eines achtbaren einzelnen Herren in oder bei Leipzig zu übernehmen wünscht!“ Hübscher klingt es schon, wenn ein Mädchen gesucht wird, „welches melken und der Hausfrau sonst beistehen kann,“ oder wenn „eine achtbare Wittwe von Cronberg, die Kuh- und Ziegenmilch geben kann, ein Kind in Kost und Pflege zu nehmen wünscht.“ Eigenthümlich liest es sich, daß nach einem Hause an der Judenmauer eine Hausmagd gesucht wird, „welche mit Rindvieh umgehen kann und hier sonst schon bei Gärtnern gedieni hat.“ Rührend ist es, wenn wir hören, daß „ein theilnehmendes Zimmer an einen Herrn zu vermiethen“ ist, aber ganz sonderbar finden wir es, wenn umgekehrt „ein heizbares Zimmer eine bejahrte Frau sucht.“ Wozu braucht das Zimmer die Frau, und warum muß es gerade eine bejahrte Frau sein? Merkwürdig ist es, wie ganz verschiedenartige Dinge zuweilen in ein und derselben Annonce verlangt werden. So haben wir ein Inserat gefunden: „Eine Schenkamme, welche perfect englisch spricht, sowie ein passender Deckel auf ein großes Sauerkrautfaß wird baldigst zu miethen gesucht.“

Die „Wäscherin mit fließendem Wasser“ findet sich recht häufig in dem Inseratentheil unserer Zeitungen, seltener schon kommt es vor und läßt auf ganz absonderliche Neigungen schließen, wenn Jemand „ein sehr honettes Frauenzimmer zur Conversation im Freien sucht.“ Aber warum nicht. Für magere Leute ist die „baumwollene und halbwollene Wadenfabrik, die zu baldigem Eintritt einen Lehrling sucht“, bestens zu empfehlen, ebenso wie eine Annonce, in der freundlichst „ein halber Hinterplatz in einer Parterreloge“ angeboten wird. Das wäre so etwas für eine sparsame Sarah Bernhardt.

Wenn ein am Römerberg wohnender Materialwaarenhändler sich erbietet, „feinste Gothaer Würste, Schinken und sonstigen Schweizerkäse“ zu verkaufen, so ist das seine Sache, die das Publikum weiter nichts angeht. Wohl aber ist das Publikum dabei interessirt, wenn es in einem Inserat heißt: „Dem verehrlichen Gesammt-Publikum bringe ich zur Anzeige, daß ich auch an solide Personen Pferde zum Reiten ausleihe. Johann Bittermann, Stadt- und Landkutscher.“ Der unterzeichnete Hr. Kutscher scheint an eine solide Kundschaft nur in Ausnahmefällen gewöhnt gewesen zu sein. Befremdlich klingt es auch, wenn wir lesen, daß da und da „Metzger-Knochen zu kaufen gesucht werden“, und wir empfinden ein inniges Mitleid mit allen Metzgern, die daraufhin ihre Knochen zu Markte getragen haben mögen.

Einen eigenthümlichen Mangel des Unterscheidungsvermögens setzt folgende Annonce voraus: „Meine werthen Kunden bitte ich, meinen Namen nicht mit dem des Herrn Reiß zu verwechseln, da das Geschäft nicht einerlei ist. Ph. Mannheimer, Geflügelhändler.“ Nette Kunden, die Reiß und Mannheimer verwechseln können! Eine wirklich liebenswürdige Selbsterkenntniß spricht sich in dem Schlußsatz des nachstehenden Reclame-Inserats aus: „Kopelent's kleine Panoramenbude am Paradeplatz wird jedem Kunstfreunde bestens empfohlen; man sieht es dem unscheinbaren Büchen nicht an, daß es so vortreffliche und gutgewählte Darstellungen enthält. „Der erste Feuerruf“ ist in der That ein bewunderungswürdiges Meisterstück! Jedermann verläßt diese Panoramen gewiß mit dem größten Vergnügen.“ Wir wagen nicht zu widersprechen.

Die reichste Ausbeute von komischen Stilblüthen bieten aber unter allen Inseraten stets die Familiennachrichten. In der Freude, wie im Schmerz, bei der Anzeige von Geburten, wie bei der Meldung von Verehelichungen und Sterbefällen, wird das stille Gleichmaß der Seele gestört, und wessen Feder sich sonst in ruhigen Ergüssen über „feine Fleischwaaren und sonstigen Schweizerkäse“ ergeht, der begeht in solchen Ausnahmefällen willkürlich oder unwillkürlich die gröblichsten Sünden wider den heiligen Geist der Sprache. Da kommen denn derartige Annoncen zu Stande, wie die folgende: „Dank. Seit längerer Zeit des Augenlichts beraubt und 18 Wochen aufs Krankenlager hingestreckt, kam am 30. April Nachts der Erlöser und führte unsern guten Mann und Schwiegervater in das Reich des ewigen Friedens und der Ruhe ein. Der Herr Oberstlieutenant von Strauchwitz hatte ein Detachement der hiesigen Garnison beordert, welches den alten Veteranen zu Grabe trug und über dasselbe feuerte. Wir danken herzlich für diese Güte.“

Oder ein trauernder Gatte meldet den Tod seiner Frau in dieser Weise: „Des Todes Engel traf heute früh 1 Uhr mit seinem gift'gen Pfeil durchs Herz, nachdem er seit vier Monaten vergeblich nach ihr gezielt hatte. 8 Kinder und 16 Enkel beweinen mit mir ihren Tod.“

Sehr hübsch stilisirt ist auch die folgende internationale Todesanzeige: „Meinen lieben Verwandten und Freunden die leider traurige Nachricht, daß meine theure, verehrte Mutter Frau Eleonore, 78 Jahre alt, heute Mittag 1 Uhr, nach langen, aber schmerzlosen Leiden, am Schlag, in meinem Armen entschlief. Wien, Paris, Moskau, Columbia, Schandau, Dessau, Leipzig, Dresden, den 7. August 1859.“

In weniger eigenthümlichem, als schlechtem Deutsch zeigt eine Wittwe den Tod ihres Gatten an: „Unwohl sich fühlend, von einer längeren Reise zurückgekehrt, zerriß gestern Abend ½10 Uhr Gott das glückliche Band unserer 6jährigen Ehe. Er raubte mir meinen zärtlichen Gatten Louis Friedrich. Er war meinen zwei unerzogenen Knaben ein sorgender Vater.“

Schon länger bekannt ist die Todesanzeige: „Heute entriß uns der Tod zum dritten Male unser einziges Kind“, und die köstliche Meldung, die einst im „Chemnitzer Anzeiger“ stand: „Vergangene Nacht ¼4 Uhr nahm Gott während eines Besuchs bei den Großeltern unser einziges Töchterchen Antonie an den Zähnen zu sich.“ Aehnlich meldet ein anderer trauernder Vater: „Heute Abend verschied schon wieder unsere kleine Marie an Krämpfen.“

Als naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit theile ich folgende Geburtsanzeige mit, die von Forschern gewiß nicht ohne Interesse gelesen werden wird: „Die glückliche Entbindung eines gesunden Knaben zeigen Verwandten und Freunden hierdurch ergebenst an.“ Hoffentlich ist es dem gesunden Knaben auch gut bekommen!

Bei Geburtsanzeigen macht sich überhaupt die Freude der glücklichen Eltern zuweilen in überschwänglicher Weise kund. „Heute wurde uns ein stark geknochter Junge geboren,“ meldet ein seliger Vater der staunenden Mitwelt. Ja, selbst als Partei-Angehörige werden kräftige Knaben zuweilen geboren, wie die nachstehende Geburtsanzeige beweist: „Allen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß uns durch Gottes Hilfe ein kräftiger, echt konservativer Junge geboren ist.“

Max Schoenau.

— Die Banken New York's verfügen zur Zeit über $4,051,175 mehr Baargeld, als gesetzlich erforderlich ist.

Der fals